Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse“.

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№. 2.	4. Quartal.	1886.

Schloß Bergenhorst.

Novelle von **Marie Widdern.**

(Fortsetzung.)

[2]

(Nachdruck verboten.)

Momentan befanden sich die beiden Herren auch allein in der Säulenhalle. Sie spielten Schach und waren so eifrig bei dem ihnen lieben Vergnügen, daß sie absolut nichts um sich her sahen und hörten. So entging es ihnen auch, wie in der breiten Thür, die in das Innere des Schlosses führte, schon seit längerer Zeit der Haushofmeister stand und sichtlich des Augenblicks harrte, wo er es wagen durfte, seinem Herrn eine Meldung zu machen. Aber der alte Mann mußte lange warten, ehe er sich in der Lage sah, dem Tischchen näher treten zu können, an dem der Graf und sein Halbbruder saßen. Endlich aber wagte der Haushofmeister ein leises Geräusch zu verursachen und sofort wandten sich die Augen des Grafen nach der Thür: „Nun, Schmidt, was bringen Sie uns?“ fragte er freundlich, wie er stets mit seinen Beamten und Dienern zu sprechen pflegte.

„Das Fräulein aus dem Schulhause ist in Begleitung der Tochter des Generaladministrators da,“ erwiderte der alte Mann



Eine Biberfamilie. (Mit Text auf Seite 16.)

mit tiefer Devotion. „Und die beiden Damen wollen gehorsamst gebeten haben, den älteren Flügel des Schlosses, wie auch das Palmenhaus besichtigen zu dürfen.“

Derartige Ansuchen waren Graf Kurt nichts Neues. Das Schloß war wegen seines Alters und seiner prachtvollen inneren Ausstattung berühmt. Ebenso das erst von dem jetzigen Besitzer erbaute Palmenhaus.

„Führen Sie die Damen nur ohne Umstände in allen Räumen, die sie zu sehen wünschen, umher,“ erwiderte der Graf freundlich. Aber als der Haushofmeister schon halb in der offenen Thür verschwunden, rief er ihm noch nach: „Apropos, Schmidt! Bitten Sie Fräulein Hart doch, nachher noch ein wenig im Palmenhause zu verziehen. Ich habe in Betreff der Wittwe Gärtner ein Anliegen an sie und komme nach einer Weile, um unter der großen Fächerpalme mit ihr zu konferiren.“

Der Haushofmeister verneigte sich nochmals und die beiden Herren waren wieder allein. Aber das Spiel war einmal gestört und dem Kranken besonders schien nicht viel daran gelegen, es wieder aufzunehmen. „Die Tochter Deines Generaladministrators soll ja eine vollendete Dame geworden sein,“ sagte er, „und macht auch sonst viel von sich reden. Unser guter Berger (so hieß der Kammerdiener) weiß ja garnicht genug des Lieben und Guten von ihr zu erzählen.“

Der Graf unterbrach seinen Bruder. „Da haben ja die achtzehn Monate in Berlin Wunder gewirkt,“ meinte er. „Erinnerst Du Dich nicht noch, Richard, in welcher Weise man früher von der Tochter meines braven Stettmüllers sprach? Die Kleine sollte eine wahre Teufelin sein. Ihre Erzieherinnen hielten es denn auch nie länger als einige Wochen im Administratorhause aus. Ich persönlich habe das Kind nur einmal gesehen,“ setzte der alte Herr schnell hinzu. „Aber sein Anblick peinigte mich derart, daß Stettmüller, rücksichtsvoll, Alles that, um mir Hilda nicht wieder in den Weg zu führen. Es ist ja auch Dir bekannt, daß die verstorbene Frau meines obersten Beamten die Tochter eines Lubostrow war. Nun, die Natur hat ihrem Kinde auch das echte Lubostrow'sche Gesicht gegeben, sie sieht meiner theuren verstorbenen Vera unbeschreiblich ähnlich.“

Der Kranke neigte zustimmend sein Haupt und minutenlang blieb es dann still in der prächtigen, mit blühenden Oleanderbäumen geschmückten Säulenhalle. Jeder dieser beiden Männer war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Vielleicht stand aber vor Beider Augen das berückend holdselige Bild Prinzeß Vera Lubostrow's, die Graf Kurt von Bergenhorst ihrer russischen Heimath entführte, um sie zur Herrin seines stolzen Vatererbes zu machen. Vielleicht dachten Beide mit trauernder Sehnsucht der Tage, in denen die noch fast im Kindesalter stehende Vera der Sonnenstrahl des düstern, feudalen Schlosses gewesen, erinnerten sich Beide ihres glockenhellen Lachens, an die sanfte, liebevolle Art und Weise, in der sich die kleine Schloßfrau selbst dem niedrigsten ihrer Diener gab. In Worte aber kleideten sie ihre Erinnerungen nicht, Graf Kurt betrauerte noch heute, nach fünfundzwanzig Jahren, sein holdseliges Weib so tief, daß er nie an sie denken konnte, ohne daß sich seine Augen feuchteten. Baron Richard aber liebte seinen Wohlthäter und Bruder viel zu sehr, als daß er an diesem Schmerz, den er seiner Zeit aufrichtig getheilt, hätte rütteln mögen.

So vergingen lange, bange Minuten. Der Graf saß zurückgelehnt in seinem Sessel und schaute vor sich nieder; dann fuhr er plötzlich zusammen. „Weg, weg mit den Träumereien!“ stieß er unmuthig hervor, „sie machen mir das Herz schwer und reißen Wunden auf, die kaum vernarbt sind.“ Er war aufgestanden, seine noch immer schöne, machtvolle Gestalt reckte sich. Ein echter, stolzer Sohn seines stolzen Geschlechts stand der Graf jetzt vor dem armen, kranken, hinfälligen Bruder. „Uebrigens wird es auch Zeit für mich sein, nach dem Palmenhaus zu gehen,“ sagte er dann. „Es ist selbst einem sechzigjährigen Manne nicht gestattet, eine Dame warten zu lassen und sollte dieser Mann auch der Graf von Bergenhorst sein, und diese Dame nur die kleine, ältliche Schwester seines Schulmeisters. Aber das klingt wie Hochmuth, Richard, nicht wahr? Nun, Du weißt am besten, daß mir dieses Gefühl am fernsten liegt. Ich kenne keine Standesvorurtheile. Menschen sind Menschen, und wenn ich zwischen ihnen Kluften anerkennen muß, so werden diese Kluften nur von den verschiedenen Bildungsgraden geschaffen, auf denen die Betreffenden stehen. So, und nun will ich meine kleine Armendirektorin auch keine Minute länger warten lassen.“ Schon im Begriff, zu gehen, wandte er sich doch noch einmal nach seinem Bruder um: „Soll ich Dir auch den Kammerdiener schicken, oder ziehst Du es vor, einmal ein Viertelstündchen allein zu sein?“

„Das Letztere gewiß. Ich habe die heutigen Zeitungen noch nicht gelesen, Kurt, und die Lektüre derselben füllt mir die Zeit, bis Du zurückkehrst.“

Mit fast jugendlich elastischen Schritten durcheilte Graf Kurt die lange Flucht fürstlich eingerichteter Gemächer, die ihn in den Wintergarten und von da aus in das Palmenhaus führten. Nur einmal hemmte er auf diesem Wege seinen Gang und zwar vor jener schmalen Ebenholzthür, die in die Gemächer der verstorbenen Prinzessin Vera führte. Seine Finger zuckten nach dem kunstvollen Drücker. Er sehnte sich darnach, einen Blick in das Boudoir der Heimgegangenen zu werfen, in jenen lauschigen, mit mattrosa Seide drapirten Raum, der so oft sein Glück belauscht, der so oft Zeuge gewesen, wenn er die holdeste der Frauen in überströmender Zärtlichkeit auf die Arme gehoben und wie ein Kind umhergetragen hatte.

Aber nein, nein, er wollte sich nicht noch mehr erregen, mochte auch das Mädchen, die er seine „Armendirektorin“ genannt und zu einer Konferenz entboten, nicht unnöthig warten lassen, und so widerstand er der süßen Versuchung und ging weiter. Nur eine Minute noch und die breite, mächtige Gestalt des vornehmsten und reichsten Mannes im Umkreise von vielen Meilen stand unter den Kindern der Tropen — in seinem berühmten Palmenhause. Es war erdrückend schwül in dem gewaltigen Raum. Jene feuchte, heiße Luft, die fast beängstigend auf unsere Sinne wirkt, beherrschte ihn. Aber den Grafen bekümmerte sie wenig. Er hielt sich so gern unter den prachtvollen Bäumen auf, denen er hier eine zweite Heimath geschaffen, daß er die Atmosphäre schon in den Kauf nahm, in der die Palmen allein gedeihen können.

Es war grabesstill unter den Bäumen, und wie immer, wenn Graf Kurt das Palmenhaus betrat, überkam ihn ein Gefühl, als fiele hier aller Schmerz und aller Kummer von seiner Seele. Tiefathmend verharrte er denn auch minutenlang regungslos. Allmälig lichtete sich dabei der Ausdruck seines noch immer schönen Gesichts. Statt der Trauer, die vorhin so bemerklich in den vornehmen Zügen gelegen, zeigte sich jetzt ein tiefer, innerer Frieden.

Das leise Knistern eines steifgestärkten Frauenkleides schreckte den Grafen aus seinem Sinnen. Er fuhr sich mit der Hand leicht über die hohe Stirn, als wollte er auch die letzten Wolken bannen, die sich darauf gelagert. Dann ging er rasch auf die hohe Fächerpalme zu, unter der er die Schwester des Schulmeisters zu sprechen gewünscht hatte, Fräulein Martha Hart war schon zur Stelle. Sie saß schüchtern auf der kleinen gußeisernen Gartenbank, die man an den Stamm der Palme gesetzt. Unwillkürlich zuckte ein Lächeln um die Lippen des alten Herrn, als seine Augen auf die kugelrunde, kleine Gestalt fielen, die das rothgeblümte, geschmacklose Kattunkleid wie eine mächtige Glocke umgab. Trotzdem die entsetzliche Mode der Reifröcke lange schon ihr Grablied gesungen, war die Schwester des unverheiratheten Schulmeisters doch Reifen und weiten Kleidern treu geblieben, wie komisch sie auch dadurch erschien.

Jedenfalls fand aber Fräulein Martha Hart ihr heutiges Kostüm durchaus nicht häßlich und unkleidsam, denn die kleinen, blauen Augen in dem vollen, gutmüthigen, rothwangigen Gesicht Altjüngferchens blickten fast zärtlich auf die breiten Falbeln, die sie wie der ausgespreizte Schweif eines Pfau umstanden. Hin und wieder zupften die kurzen, braunen Fingerchen an den Enden einer grellrothen Schärpe, die dem Fräulein von der Taille bis zu den Füßen reichte: Da zuckte sie plötzlich zusammen. Der Graf hatte sie freundlich beim Namen gerufen und sofort schnellte die kleine Person, als hätte sie eine Feder in ihrem Körperchen, von der Bank empor.

„Erlaucht befehlen,“ sagte sie leise, während die frische Röthe auf ihren Wangen in ein leuchtendes Zinnoberroth überging. Sie machte dabei einen vorsündfluthlichen Knix, den ihr noch die längst verstorbene Frau Mama, welche in ihrer Jugend als Kammerzofe in einem fürstlichen Hause gedient, eingexerzirt hatte.

„Ich befehle nicht — ich bitte nur, mein werthes Fräulein!“ sagte der Graf in seiner gütigen Weise, die jeder Herablassung fern lag. Dann aber faßte er ungenirt die nur mit fingerlosen Filethandschuhen bekleidete Hand des alten Fräuleins und drückte dieselbe wieder auf ihren vorherigen Platz. „So! nun setze ich mich neben Sie,“ sagte er gleich darauf. „Wir konferiren auf diese Weise viel gemüthlicher. Es handelt sich heute um die arme, blinde Frau unseres verstorbenen Gemeindedieners,“ setzte der Graf hastig hinzu, um dem Fräulein nur so schnell wie möglich über die Verlegenheit hinwegzuhelfen, in die sie sein freundliches Wesen gebracht. „Die Frau hat ihr ganzes Leben hindurch redlich gearbeitet und ich halte es für meine heilige Pflicht, sie, nun das Unglück über sie gekommen, bis an ihren Tod nichts entbehren zu lassen. Aber wie sorgen wir am besten für die Aermste, Fräulein Hart?! Mit einer Pension ist hier nichts gethan, denn das Geld würden ihr ihre sauberen Verwandten abnehmen und sie müßte schließlich doch Noth leiden.“

„Wenn Erlaucht gestatten,“ flüsterte Martha Hart jetzt, „so — so ist schon für die arme Frau gesorgt.“ Und als der Graf verwundert in die treuherzigen, blauen Augen des alten Mädchens sah, setzte sie hinzu: „Ich habe in der Armenpflege meine Meisterin gefunden! Erlaucht müssen nämlich wissen, Hilda Stettmüller ist wieder hier — und als eine ganz — ganz Andere zurückgekommen. Sie kam sofort zu mir und sagte mir, sie habe in Berlin, im Hause einer Dame gelernt, was der wahre Beruf der Frauen sei.“

(Fortsetzung folgt.)

Magdalena.

Eine Dorfgeschichte aus dem Elsaß von **H. Seeler.**

(Nachdruck verboten.)

Im ganzen Elsaß war Magdalena die reizendste Bäuerin; aber sie war nicht allein schön, sie war — das wußte das ganze Dorf — gut, fleißig und treu. Sie war von Geburt eine Deutsche, noch im Jahre 1870 hatte sie in einem Städtchen der Rheinprovinz als die Frau eines wohlhabenden Bauerngutsbesitzers gelebt, der große Krieg, welchen der Nachbar jenseits des Rheins heraufbeschworen, hatte auch ihren Mann von ihrer Seite gerissen — er war nicht mehr zurückgekehrt, wie Hunderttausende ruhte er in Frankreichs Erde; wo — wußte die arme Magdalena nicht. Bis zu jenem Tage, an welchem der Sturm auf St. Privat erfolgte, hatte sie fast täglich eine, wenn auch noch so flüchtige Nachricht erhalten, gewöhnlich waren es nur die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Ich bin gesund und lebe"; wie beglückten sie Magdalena, denn sie hatte ihren Mann mit der Gluth einer ersten, jugendkräftigen Neigung geliebt. Seit dem Sturm auf St. Privat war Bernhard, so hieß Magdalenens erster Gatte, verschollen; das Regiment, bei welchem er gedient, hatte enorme Verluste erlitten, man rechnete, daß der dritte Mann geblieben sei, und die Kameraden konnten es nicht mit Bestimmtheit sagen, ob der wackere Unteroffizier auch in das große Massengrab gekommen sei. Magdalena war untröstlich, das Leben schien ohne ihren Gatten keinen Reiz mehr für sie zu besitzen. Die erste günstige Gelegenheit benutzend, die sich ihr bot, verkaufte sie das kleine Gut, und als der Krieg beendet war, bereiste sie Frankreich, forschte überall nach ihrem Manne, aber nicht die geringste Spur gelang ihr zu entdecken, nirgend konnte man ihr Auskunft geben, ja oft mußte sie erbarmungslosen Spott in den Kauf nehmen, wenn die Leute ihr sagten, es sei Wahnsinn, unter den Hunderttausenden, die der mörderische Krieg hingerafft, einen Einzigen ausfindig machen zu wollen.

So kam Magdalena in jenes kleine Dorf des Elsaß, in welchem sie jetzt wohnte. Auf den ersten Blick gefiel ihr die liebliche Lage des Dörfchens, dessen Häuser so blank und nett dastanden, als hätte sie Kinderhand aus einer Spielschachtel aufgebaut; von den Bergen, die auf allen Seiten den Ort einschlossen, konnte man weit hin in die Landschaft blicken, welche trotz Kriegessturm und Pulverdampf das Bild des Segens, friedlichen Gedeihens gewährte. Der erste Eindruck, den diese Idylle auf das zerrissene Gemüth Magdalenens machte, war ein so mächtiger, daß die junge Wittwe hier zu bleiben beschloß, und nicht unwesentlich trug hierzu der Gedanke bei, daß sie auf diesem Grund und Boden dem unbekannten Grabe ihres geliebten Mannes jedenfalls sehr nahe sei. Genug, Magdalena siedelte sich in dem Dörfchen an und galt bald in der ganzen Gegend als Wohlthäterin der Armen, die in ihrem kleinen, sauberen Häuschen stets einer freundlichen Aufnahme gewiß sein konnten. Im Anfang lebte die junge Wittwe sehr zurückgezogen, nie sah man sie bei geselligen Vereinigungen, desto häufiger aber in der Kirche, aber nach und nach vernarbte die tiefe Herzenswunde, die Jugend forderte ihr Recht und Magdalena hätte nicht erst 24 Jahre, schön, aufgeweckt und obendrein wohlhabend sein müssen, um nicht endlich die Lebenslust in sich erwachen zu fühlen und sich zu sagen, daß es Sünde wäre, das Dasein in Trauer und Klage hinzubringen. Magdalena war, wie wir sagten, jung, schön und wohlhabend, kein Wunder, daß sich bald Freier einfanden, deren Wunsch es war, diese Perle zu erringen. Aber sechs Jahre schreckte die Vielumworbene vor einer zweiten Ehe zurück, man fing im Dorfe bereits an, von ihrem Stolz, von ihrer Unnahbarkeit zu reden, man fand, nach ländlicher Sitte, bereits allerliebste Spitznamen für diese Madame „Obenhinaus" und „Rührmichnichtan", als plötzlich — so unerwartet wie möglich — das Gerücht kursirte, Magdalena habe sich mit dem Müller Claudius Nicol verlobt. Diese Nachricht machte im Dorfe Sensation. Eher hätte man des Himmels Einsturz erwartet, als das sich träumen lassen. Der Müller Nicol war als ein finsterer, unfreundlicher Mann verschrieen, über dessen Person und Verhältnisse ein gewisses, unaufgeklärtes Dunkel schwebte. Vor sechs Jahren, bald nach Beendigung des Krieges, war er in's Dorf gekommen, hatte auf einem der Berge eine große, ansehnliche Mühle bauen lassen, Vieh und Acker angeschafft, und doch war er noch vor einigen Jahren, das hatte man in Erfahrung gebracht, ein armer Müllergeselle gewesen, der unweit Straßburg in Kondition gestanden und kaum mehr verdient hatte, als was zu nothdürftigem Leben unbedingt erforderlich ist. Wie war er also plötzlich zu dem Gelde gekommen, zu einem Kapital, das nicht unbedeutend war? Denn die Gesellen und Knechte des Müllers hatten ihren Herrn öfter mit Gold und Banknoten beschäftigt gesehen. War dieser Umstand den Dorfbewohnern schon nicht ganz unverdächtig, so war es für den Müller doppelt verhängnißvoll, daß man ihm nachsagte, er könne keinem Menschen offen in die Augen blicken, habe in den sechs Jahren nicht einmal die Kirche besucht und brenne oft die ganze Nacht über Licht in seinem Zimmer, ein Zeichen, daß er nicht schlafe, sondern, wie sein Gesinde versicherte, unruhig auf und niedergehe, bald Flüche, bald Gebete murmelnd und endlich in dem Inhalt seines Geldkastens wühle, wobei er hin und wieder grell und mit wahrhaft teuflischer Freude auflache.

Und einen solchen Mann, den nicht das ärmste Mädchen in der Gemeinde genommen hätte, wollte Magdalena, die schöne, reiche Magdalena heirathen? Hatte sie darum die vortrefflichsten Bewerber ausgeschlagen, um endlich das Weib des mürrischen, geldgierigen Nicols zu werden? Die Bewohner des Dorfes suchten dieses Räthsel vergeblich zu erklären, sie zerbrachen sich die Köpfe, zuckten die Achseln und wurden darum nicht gescheidter. Wie hätten sie auch den wahren Grund errathen können. Wir aber wissen, was die schöne Wittwe zu dieser Ehe bewog; es war nicht Liebe, nicht Wohlwollen, es war nicht Habsucht, nicht Mitleid, es war, um es kurz zu sagen, nichts Anderes als — eine kleine goldene Uhr. — — — — — — — — — —

Um für unsere räthselhafte Behauptung eine Erklärung zu geben, müssen wir in der Schilderung der Ereignisse um einige Monate zurückgehen. Es war im Juli 1877. Magdalena hatte soeben einen Spaziergang in den Weinbergen beendet und schickte sich an, nach Hause zurückzukehren, als ihr der Müller Nicol am Fuße des Berges, auf welchem seine Mühle lag, entgegen trat und sie stumm grüßte.

„Gut, daß ich Sie treffe, Herr Nicol," redete Magdalena, ihren Weg unterbrechend, den Müller an, „ich habe eine Bitte an Sie, die mich morgen oder vielleicht noch heute gezwungen hätte, Sie zu besuchen."

Der Müller, ein großer, ungeschlachter Geselle, dessen struppige, braune Haare nebst kleinen listigen grauen Augen einen unangenehmen Eindruck hervorriefen, konnte seine Verwunderung über die Worte Magdalena's nicht verbergen. „Mich besuchen?" stotterte er, „mich — die schöne Magdalena — wär' eine große Ehre, die mir schon recht sein könnte." Dabei verzog er sein häßliches Gesicht zu einem so widerwärtigen Grinsen, daß die junge Wittwe, halb empört, halb erschrocken einen Schritt zurücktrat. „Sie haben Ihren Knecht, den Franz, entlassen, nachdem er sich in Ihrem Dienste das Bein gebrochen; obwohl Sie hieran die Schuld trugen, denn Sie haben eine zerbrochene Leiter in Ihrer Mühle trotz Aufforderungen und Ermahnungen nicht ausbessern lassen; trotzdem Franz Ihnen seit fünf Jahren treu gedient hat, so haben Sie den armen Burschen jetzt ohne die geringste Entschädigung weggejagt mit den hartherzigen Worten: „Hunde ohne Zähne füttere ich nicht, ich kann nur Leute brauchen, die arbeiten können, das Gnadenbrod bekommt hier Keiner." Ist das so, Claudius Nicol?"

„Freilich ist das so, schöne Magdalena, und Ihr könnt glauben, man geht mit dem Pack immer noch zu gut um. Da seht Ihr ja, was für ein Schurke dieser Franz ist; fünf Jahre hat er bei mir sein Brod gehabt und nun, da ich ihn nicht mehr brauchen kann, geht er im Dorfe umher und verklagt mich, seinen Wohlthäter."

„Für Euer Brod hat der Bursche seine Arbeit gegeben; von Euch aber, Nicol, ist es gottlos, an einem Krüppel, denn ein solcher bleibt der Franz zeitlebens, so zu handeln. Ihr solltet Euch schämen!"

Magdalena war bei diesen Worten in einen Eifer gerathen, der ihre sammetweichen Wangen mit zarter Röthe übergoß und sie noch schöner, noch begehrenswerther erscheinen ließ. Auch dem Müller wurde dies in diesem Augenblicke klar, er riß seine kleinen Augen weit auf und sagte in so liebenswürdigem Tone, wie er ihm überhaupt zu Gebote stand: „Ihr Frauen seid nun einmal weichherzig und laßt Euch von dem lüderlichen Bettlerpack beschwatzen. Ihr, schöne Magdalena, vor allen Anderen. Wahrhaftig, Ihr solltet Euch bei Zeiten nach einem tüchtigen Manne umsehen, der in dieser Beziehung verständiger ist und die Hand in der Tasche hält. Euch kann es ja gar nicht fehlen, einen stattlichen, erfahrenen und wohlhabenden Mann zu bekommen, brauchtet gar nicht weit zu suchen — wahrhaftig nicht!"

Und gleichsam, als wollte er beweisen, daß er auch in Bezug auf die Wohlhabenheit der rechte Mann sei, zog der Müller eine zierliche goldene Uhr aus der Westentasche, ließ sie in der Sonne funkeln und sagte prahlend: „Was würdet Ihr zu diesem Brautgeschenk sagen, reizende Magdalene? Seht her, pures Gold und auf dem Deckel dieser Veilchenkranz mit blauen Steinen eingelegt, nun, wie gefällt Euch das?" Magdalena trat hastig näher, ihr Gesicht war leichenblaß, jeder Blutstropfen war aus demselben gewichen; mit zitternder Hand griff sie nach der Uhr und besah sie schweigend, während jeder Nerv an ihr vor innerer Erregung bebte.

„Diese Uhr," stieß sie mühsam hervor, „diese Uhr?!"

Dann bezwang sie sich und sagte mit fast ruhiger Stimme: „Sie ist wirklich schön, und was meinen Zukünftigen betrifft — wer weiß, was nicht ist, kann noch werden — besucht immerhin mein Haus, Claudius Nicol, und nun lebt wohl."

Damit wandte sie sich und war bald den Blicken des Müllers entschwunden. Dieser schmunzelte und sein bartloses Kinn reibend, murmelte er: „Frauenzimmer bleibt Frauen-

Mittelalterliche Balladen in moderner Form.

Der gute Ehrentraut.



In seinem festen Schlosse, auf hohem Fels erbaut,
Haust' einst ein biedrer Ritter, der gute Ehrentraut.
Der hat stets Rath und Hülfe gespendet Groß und Klein,
Darob ein Zechgenosse ihn furchtbar legte 'rein.
„Nicht Geld ist s, das ich brauche", sagt dieser falsche Mann,
„Nur diesem Wechsel, bitte, füg' deinen Namen an".
Drei Monden sind verstrichen, verschwunden ist der Freund,
Den Wechsel soll nun zahlen der Ritter ungesäumt.
Da es ihm nicht gelungen, das Geld zu treiben auf,
Wird Burg, und Roß und Waffe meistbietend ihm verkauft.

Der Eremit.



Herr Ehrentraut, der brave Mann, der hat nun satt das Leben,
Er baut sich d'rum als Klausner an und raucht Tabak daneben,
Und will nun ruh'n von Daseins Qual, ihm ist jetzt Alles ganz egal.
Ob er auch Niemand weh gethan in seiner stillen Klause,
Traf ihn trotzdem das Schicksal an einst beim bescheid'nen Schmause.
Mit Steuerquittung tritt herein ein Polizeiberserker
Und wirft, da er nicht zahlen kann, ihn kurzweg in den Kerker.
Oed' steht die Klause, leer das Glas, die Pfeif' ward konfisziret.
Und niemals wieder hat von ihm Jemand etwas gehöret.

Der Minnesänger.



Als die Nacht mit ihrem Schleier auf die müde Erde sank
Und die Mitternacht erklang,
Sang sein Lied zum Liebesbunde Eduard an Kunigunde.
Durch des Gartens finst're Gründe eilt ein Schutzmann stumm herbei;
„Ha!" so ist sein Wuthgeschrei,
„Ruhestörer nächt'ger Stunde, Eduard und Kunigunde!"
Und mit Strenge und Entsetzen grimmig er hinunterstieß
Eduard ins Burgverließ.
Niemand sah in nächt'ger Stunde Eduard mehr und Kunigunde.

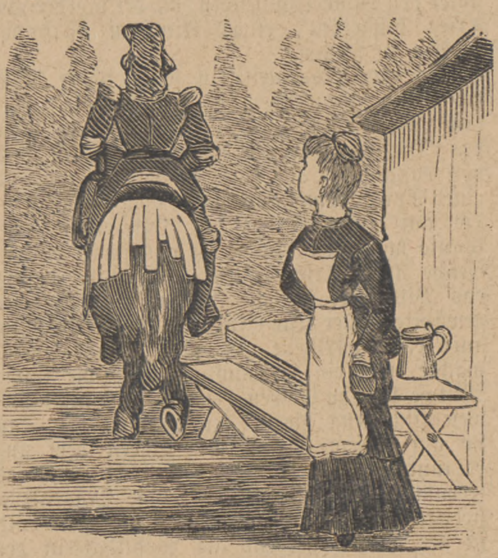
Das Geisterschloß.



Der Ritter Heinz von Bauernfang (ich sag's zu seiner Schande),
Der spielte ganze Nächte lang oft meine-deine Tante.
Mit einem Pique-Aß hat er 'mal den Gastfreund arg betäubet,
Und darauf aus Gewissensqual sich schleunigst selbst entleibet.
Jetzt geht er um im alten Schloß und macht seine traurige Runde,
Ein bleicher Gast und Spielgenoss', wo gespielt wird in nächtlicher Stunde.
Und wenn Jemand mogelt, packt der bleiche Gesell'
Ihn beim Kragen und treibt ihn von dannen,
Und Alles entflieht und verduftet schnell
Voll Entsetzen mit Roß und mit Mannen.

Der schwarze Ritter.





Der schwarze Ritter reitet hervor aus kühlem, schattigem Wald,
Und vor der Waldschenke gastlichem Thor macht der Finstre, Unheimliche Halt.
„Frau Wirthshaus," so herrscht er, „kredenzt mir den Trunk
Und die Speisen, so gut du sie hast,
Cotelette mit Champignons, Braten und Fisch,
Dazu Bairisch Bier, frisch vom Faß."
Frau Wirthin jedoch, die den Kunden schon kennt,
Verbirgt sich am heimlichen Ort,
Nur die Kellnerin Anna, ein lustiges Blut,
Empfing ihn mit freundlichem Wort.

Gestillt ist der Hunger, gelöscht ist der Durst,
Das Aennchen poussirt und charmirt,
Doch als es zur Zahlung gehen sollt', hat er nicht 'mal ein Trinkgeld riskirt.
„So reite denn hin, du nasser Gesell," sprach Aennchen entrüstet für sich,
„Kommst wieder einmal und erlaubst dir etwas,
Hab' ich nur Verachtung für dich."



Gangesboote. (Mit Text auf Seite 16.)

zimmer, die erste beste Alfanzerei, eine Kette, ein Ring, ein Uehrchen kann die Verständigste toll machen. Ich kann bei dem Handel nur gewinnen, die Wittwe ist reich, hübsch und jung, ein besseres Frauchen kann ich mir garnicht wünschen, und was ihren Umgang mit dem Bettelpack betrifft, durch den sie manchen Franc an das lüderliche Volk wegwirft — nun ich denke, ich bin der Mann dazu, ihren Sinn zu ändern; geht's nicht gutwillig, dann soll sie meine Fäuste kennen lernen." Hätte der Müller Magdalena in diesem Augenblick gesehen, er würde mindestens stutzig geworden und wegen seiner Heirath noch einmal mit sich zu Rathe gegangen sein. Wie geistesabwesend, mit sich selbst sprechend und heftig gestikulirend war Magdalena auf ihr Haus zugestürzt; dort hatte sie sich in ihrer Schlafstube eingeriegelt und in Thränen aufgelöst auf ihr Bett geworfen. Als sie sich von demselben wieder erhob, war die Lieblichkeit, der Jugendfrohsinn, die Milde, welche bisher auf ihren Zügen gelegen hatten, verschwunden — ein tiefer Ernst, ein unbeschreiblicher Haß, eine flammende Rachsucht lag auf ihrem Antlitz.

„Es ist meine Uhr!" rief sie mit heiserer Stimme, „meine Uhr, die ich Bernhard in den Krieg mitgegeben hatte."

Mit starren Augen blickte sie in's Leere, dann ballte sie die Fäuste und sprang vorwärts wie die Tigerin, der man ihr Junges rauben will.

„Schurke!" schrie sie, daß es durch den Raum gellte, „Du hast ihn beraubt, vielleicht getödtet! Ich werde mich rächen, das schwöre ich, so wahr ich Dich verabscheue und ihn, nur ihn geliebt habe!" — — — — — — — —

Seit jenem Tage sah man Magdalena und Nicol fast allabendlich zusammen, die schöne Wittwe übte einen so mächtigen Zauber auf den mürrischen, unfreundlichen Müller aus, daß er beinahe sein menschenscheues Wesen ablegte und gegen seine Untergebenen besser und nachsichtiger wurde, als je zuvor. Nicol liebte Magdalena, soweit sein schlechtes Herz überhaupt jenes edlen Gefühles fähig war, und selbst auf die verworfendsten Gemüther übt die Liebe eine Macht aus, die nicht selten zu einer sittlichen Besserung beiträgt. Aber Magdalena war es weniger darum zu thun, den Müller zu sich empor zu heben, ihn moralisch ihrer würdig zu machen, sie war vielmehr bemüht, sein Vertrauen zu erringen und zu diesem Zwecke stellte sie sich oft, als sähe sie ein, daß sie mit ihrer früheren Wohlthätigkeit und Frömmigkeit einen rechten Unsinn begangen habe. Eine solche Gefährtin war dem Müller willkommen, er stellte ihr vor, daß der Mensch nichts Gescheidteres thun könne, als sich nach Möglichkeit zu bereichern und sei es auch auf Kosten Anderer. Selbst einen Betrug, ein Verbrechen dürfe man nicht scheuen, wenn man aus demselben Vortheil ziehen könne. Magdalena, die innerlich vor diesen Ansichten zurückschauderte, zwang sich ihrer Rolle gemäß zu einem verständnißvollen Lächeln, drückte Nicol die Hand und sagte: „Du bist ein ganzer Mann, Müller — ich glaube, wir Beide passen zu einander."

So kam der Herbst und die Hochzeit ward auf die ersten Tage des November festgesetzt. Es fehlte nicht an Stimmen, die sich hören ließen, um Magdalena vor dieser Verbindung zu warnen, unter ihnen auch die des lahmen Müllerburschen Franz, für welchen die Wittwe noch vor Kurzem gesprochen hatte. Als Magdalena eines Tages aus ihrem Hause trat, hinkte der arme Krüppel auf seinen Stock gestützt zu ihr heran. Er war früher ein hübscher, kräftiger Bursche gewesen, mit vollen blonden Haaren, rothen Wangen und sanften braunen Augen, jetzt hatten die Leiden seine Wangen gebleicht, der Kummer hatte seinen Lebensmuth gebrochen, und statt der früheren Heiterkeit beherrschte eine von Neid nicht freie Bitterkeit sein ganzes Wesen.

„Ich möchte ein paar Worte mit Euch reden, Magdalena," sagte er ehrerbietig grüßend. Magdalena hätte beim Anblick dieses armen Menschen laut aufschluchzen mögen, aber sie mußte ja den Müller sicher machen und durfte der Regung des Mitleids nicht nachgeben. „Mach's kurz!" erwiderte sie abweisend. Der Krüppel zuckte schmerzlich zusammen: „Ihr werdet mich vielleicht schelten," sagte er, „aber mag es immer sein, ich muß Euch warnen, denn Ihr rennt in's Verderben, Magdalena. Ihr seid kein Weib für den Müller, glaubt mir, Ihr werdet es bereuen — laßt Euch nicht vom Gelde blenden, wer weiß, wie es erworben ist, und, nehmt es mir nicht übel, gefallen kann Euch der Müller doch nicht." „Und wenn er mir doch gefällt?" erwiderte die Wittwe trotzig, „was dann?"

„Dann — dann habe ich mich in Euch getäuscht, Magdalena, und das thut mir weh. Ich will es Euch nur offen sagen, jetzt, da ich zum letzten Mal Euch überhaupt Etwas zu sagen habe. Ich habe Euch immer lieb gehabt, als ich noch gesund und kräftig war, weil Ihr nicht allein hübsch, sondern auch herzensgut waret; jetzt bin ich ein Krüppel, mein rechtes Bein hier ist seit dem unglückseligen Fall abgestorben und unbrauchbar, aber ich schwöre es Euch, Magdalena, ich gebe auch mein linkes gern noch drein, wenn ich an Euch diese Enttäuschung nicht erlebt hätte. Lebt wohl." Der Lahme wandte sich, um seine Thränen zu verbergen und hinkte den nahen Weinbergen zu.

Magdalena blickte ihm nach, so lange sie ihn noch sehen konnte; Thränen schimmerten in ihren schönen Augen, aber mit einer hastigen Bewegung wischte sie dieselben von den Wangen. „Ich darf nicht mehr an ein friedliches Glück denken," flüsterte sie, „mein Leben gehört nur noch der Rache und der blutigen Vergeltung!" — — — — — — —

Das Hochzeitsfest war beendet. Lärmend und jubelnd entfernten sich die Gäste aus der Mühle, auch das Gesinde Nicol's hatte die Erlaubniß erhalten, den Tanz und das Zechgelage in dem Wirthshaus fortzusetzen, und trotz der stürmischen Novembernacht eilte man mit Hurrah und Hussa dorthin. Magdalena und Nicol waren allein, sie befanden sich in einem Zimmer, dessen Fenster auf den tief unten schäumenden Mühlbach hinausgingen. Eine Kerze warf ein spärliches, zitterndes Licht auf das Paar, welches Hand in Hand an dem Kamin saß.

„Nun löse Dein Versprechen," sagte Magdalena zu dem Müller, der dem Wein zu eifrig zugesprochen hatte, „Du weißt, daß Du mich nicht eher als Dein Weib betrachten darfst, bis Du mir das Geheimniß Deines Reichthums enthüllt hast. Du kennst mich, Nicol, ich bin verschwiegen und unter guten Eheleuten muß Offenheit herrschen, also sprich!"

„Ja, verschwiegen bist Du," lallte der Müller, „sollst auch Alles wissen. Vor sieben Jahren war's, Deine und meine Landsleute schlugen sich gegenseitig todt und ich — ich war der Kluge, der daraus einen Vortheil zog. Ich schlich hinter der großen Armee her, wie der Hund dem Herrn folgt, um die Knochen abzunagen, die jener übrig läßt. Nach jeder Schlacht hielt ich meine Ernte. Die Dummköpfe stecken Ringe an die Finger und Banknoten in die Tasche und ahnen nicht, daß diese Kostbarkeiten ihr Verderben besiegeln. Ha, ha! ich habe Manchen stumm gemacht, der noch Leben für fünfzig Jahre in sich hatte."

Magdalena mußte einer Ohnmacht wehren, sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, blickte das Scheusal an ihrer Seite zärtlich an und sagte: „Aber welcher Gefahr hast Du Dich ausgesetzt, wenn Du dabei betroffen wärst, man hätte Dich auf der Stelle erschossen."

Der trunkene Müller stierte sie an und nickte.

„Man hätte," lallte er, „aber dazu gehören Zwei. So eine Schlacht macht müde, wer will es den Soldaten verdenken, daß sie sich auf die Erde legen, schlafen und den lieben Gott für ihre verwundeten Brüder sorgen lassen. Ich war indeß nicht faul und habe mein Schäfchen in's Sich're gebracht."

„Und die schöne Uhr — stammt sie auch daher?"

„Ich habe sie bei St. Privat erbeutet. Ich sehe den Kerl noch vor mir, wie er im Keller eines zusammengeschossenen Hauses lag und mich mit jämmerlicher Stimme anflehte, ihm heraus zu helfen. Herzlich gern, lieber Freund, sagte ich ihm, aber was verdiene ich bei dem Geschäft?"

„Hier nimm Alles, Alles!" schrie er und warf mir seine Börse zu. „Alles, bis auf die Uhr, die ich trage, die kann ich Dir nicht geben, denn sie ist ein Andenken an mein geliebtes Weib, aber ich will Dich zehnfach für ihren Werth entschädigen, nur hilf mir, hilf mir!"

„Und was thatest Du?" fragte Magdalena mit tonloser Stimme.

„Ich stieß ihm mein Messer in die Brust und nahm ihm die Uhr; das schien mir doch das Sicherste."

Magdalena eilte, von Entsetzen geschüttelt, hinaus; so schnell sie ihre Füße zu tragen vermochten, erstieg sie die Treppe, die zum Bodenraum führte, in welchem das Getreide aufgespeichert war. Auch war hier der Holzvorrath für den Winter aufgestapelt. Hier hatte sie schon ihre entsetzlichen Vorbereitungen getroffen, und als sie jetzt von der Thür aus ein Bund brennendes Reisig auf das mit Petroleum getränkte Holz schleuderte, stand wie mit einem Schlage der ganze Raum in Flammen. Blitzschnell wandte sich die Rächerin und wiederholte ihre Schreckensthat im Keller, wo altes Gerümpel den Flammen eine willkommene Nahrung bot. Nachdem sie so die Mühle und Alles, was sich in derselben befand, dem gewissen Untergang geweiht hatte, kehrte sie zu Nicol zurück, der, vom Wein überwältigt, am Kamin eingeschlafen war. Schnell verschloß sie die Thür von Innen und warf den Schlüssel durch das Fenster in den Mühlbach. Als sie sich aus dem Fenster beugte, schlugen ihr die Flammen bereits vom Dache aus entgegen und ein Krachen und Poltern über ihrem Haupte und unter ihren Füßen belehrte sie, daß das Verderben seinen Gang gehe. Vom Kirchthurm erschallte die Sturmglocke und ein Meer von Stimmen brauste um die brennende Mühle.

Da trat sie vor den Schlafenden hin und erweckte ihn durch einen Stoß aus seinem Schlummer.

„Du — Mörder — wach auf!"

Der Müller taumelte von seinem Stuhl empor.

„Was giebt's?" rief er, „es ist ja so hell draußen!"

„O gewiß, Deine Mühle giebt gutes Licht," lachte das dämonische Weib, „rette Dich doch, wenn Du kannst."

Nicol eilte an die Thür, die er verschlossen fand.

„Wo ist der Schlüssel?" brüllte er.

„Im Mühlbach — springe nach, wenn Du ihn haben willst!"

Ein Verzweiflungsschrei folgte diesen Worten. Wimmernd wälzte sich Nicol am Boden.

„Hülfe, Hülfe!“ schrie er, „oder ich verbrenne!“

„Das wirst Du, elender Mörder,“ donnerte ihm Magdalena entgegen, „und ich bin es, die Deine Opfer rächt. Wenn die Flammen Dich erfassen, dann blicke auf die Uhr, die Du meinem armen, von Dir gemordeten Manne gestohlen hast — dann sieh' nach, welche Stunde Deine letzte ist!“

„Bestie, ich erwürge Dich!“ brüllte Nicol und stürzte auf Magdalena zu, aber schon hatte diese sich auf die Brüstung des Fensters geschwungen, ein Schrei ertönte: „Vater im Himmel, vergieb mir!“ Dann verschwand ihre Gestalt, und der Mühlbach schlug, hoch aufschäumend, über seinem Opfer zusammen.

Fünf Minuten später stürzten die Mauern der brennenden Mühle ein und begruben unter sich — die Hyäne des Schlachtfeldes. — — —

Wir haben nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Franz, der lahme Müllerbursche, wurde von dem Dorfrichter auf den Verdacht hin, die Mühle in Brand gesteckt zu haben, gefänglich eingezogen, aber am nächsten Tage schon auf freien Fuß gesetzt, da sich ein Brief Magdalenens vorfand, in welchem sie ihre Schuld eingestand und Franz zu ihrem alleinigen Erben einsetzte.

Großstädtisch.

Skizze von **Alfred Theodor Breitenstein.**

(Nachdruck verboten.)

Sonntag war es — ein Sonntag in der Reichshauptstadt! Wolkenlos, in azurner Bläue lag der Himmel über dem unabsehbaren Häusermeer der Millionenstadt. Und stiller als gewöhnlich schien es in den breiten Straßen, schlug es doch schon vier Uhr Nachmittag von allen Thürmen. Um diese Zeit aber hat der Berliner Sonntags lange die Stadt verlassen. Im Schweiße seines Angesichtes schreitet er mit Weib und Kind in die Sommerfrische hinaus, nach jenen vielen Vergnügungsorten außerhalb des riesigen Babels.

Auch im Thiergarten wimmelte es von frohen Menschen. Die Zelte, jene anmuthigen Lokale, die ihr Dasein noch dem großen Friedrich verdanken, wußten kaum mehr einen leeren Stuhl aufzuweisen. Man schenkt dort treffliches Bier und braut guten Kaffee — für beides aber läßt der richtige Berliner sein Leben.

Dicht hinter der Büste des alten Fritz saß an einem kleinen Tisch ein Herr und eine Dame. Sie gehörten beide in die Kaste der freien Kunstgenossen. Vielleicht war der Mann Bildhauer — die Frau Schriftstellerin. Daß sie durch das Band der Ehe mit einander verbunden, sah man wohl auf den ersten Blick!

Die Dame machte Studien — der Herr auch und lächelnd sprachen sie einander von den Bemerkungen, die sie gemacht.

„Das Exterieur jenes schönen, bleichen Mädchens giebt mir Stoff zu einer Novellette,“ sagte die Dame. Der Herr aber meinte: „Und ich zerbreche mir den Kopf darüber, auf welche Weise ich den kleinen, reizenden Schlingel da neben dem Tisch der Kuchenfrau zum Modell für einen Cupido erlangen kann!“

„Sind diese beiden Stühle besetzt?“ fragte da eine tiefe Männerstimme. Das Künstlerpaar fuhr erschrocken zusammen.

„Nein,“ erwiderte der Bildhauer dann und sofort hatte er und seine Gattin Tischgenossen.

Sie sahen aber recht vielversprechend aus: der Herr wie ein wohlsituirter, früherer Gutsbesitzer. Die Dame machte den Eindruck einer warmherzigen, gebildeten Frau, die die Erfüllung ihrer Pflichten stets über Alles setzt.

Sie hatten sich Kaffee bringen lassen.

„Eine kannibalische Hitze heute!“ sagte der Herr und wandte sich dabei direkt an den Bildhauer.

„Ja wohl, ja — aber hier haben wir es ja hübsch kühl!“ tönte die Erwiderung.

Das Gespräch war eingeleitet und kam schnell in Fluß.

Auch die Damen unterhielten sich mit einander. Die Gattin des Bildhauers fand Gefallen an ihrem Gegenüber. Die einfache Weise der Frau, ihr bescheidenes Wesen thaten ihr wohl. Man begegnet solchen Eigenschaften in der Großstadt selten. Um so angenehmer wirkten sie hier, und die Dame der Feder, deren Conterfei lange schon in Holz geschnitten durch alle Schichten der Gesellschaft gegangen, hegte aufrichtig den Wunsch, die Gegenwart der einfachen, fremden Frau recht oft genießen zu können. Und sie hatte noch ein besonderes Interesse bei diesem Wunsch. Madame war kein Blaustrumpf — auch ihr gingen die Pflichten des Weibes über den Ruhm der Schriftstellerin und sie hatte in diesen kurzen Nachmittagsstunden gefunden, daß sie Manches von der Fremden lernen konnte, was ihr als Hausfrau nutzbringend werden mußte.

„Es würde mich so sehr freuen, diese Bekanntschaft fortgeführt zu sehen!“ sagte Madame deshalb auch, als es Zeit war, den Heimweg anzutreten.

„Mich auch,“ meinte die Fremde bescheiden. „Wenn ich nur wüßte, wo Sie wohnten, so kämen wir wohl mal zu Ihnen heran. Es könnte ja auch sein, wir werden Geschäftsfreunde.“

„Geschäftsfreunde?“

„Nun ja, Madame! Und es hat Niemand zu bedauern, mit uns in Verbindung getreten zu sein. Gelt, Alter, wenn wir mit unserem Nero durch die Straßen ziehen, finden wir überall Leute, die sich unserer Kundschaft freuen und —“

„Nero — durch die Straßen ziehen!“ Das Künstlerpaar tauschte einen Blick grenzenloser Verwunderung. Eine Minute lang herrschte vollkommenes Schweigen in der kleinen Tafelrunde. Dann aber hielt es der Bildhauer nicht länger aus. Er mußte wissen, mit wem er den Nachmittag verplaudert. Und so platzte er denn ganz sans gêne heraus: „Aber, meine Herrschaften, was für ein Gewerbe betreiben Sie denn?“

Der große, stattliche Mann ihm gegenüber spielte ruhig an seiner schweren, goldenen Uhrkette.

„Ich bin Produktenhändler!“ sagte er dann gleichmüthig. „Meine Frau begleitet mich auf den Geschäftswegen. Nero aber ist unser Hund, der die eingekauften Lumpen und Knochen, das alte Papier, Eisen und die vertragenen Hüte in einem Wägelchen nach Hause fährt.“

„Ah — so —?“

Das Künstlerpaar erhob sich merkwürdig schnell von seinem Platze, es unterließ sogar, seine Wohnung zu nennen. Außer Hörweite der neuen Bekannten aber brach es in übermüthiges Gelächter aus. Der Bildhauer aber meinte immer wieder: „Das ist der köstlichste Spaß, den ich je erlebt.“

Noblesse oblige!

Skizze von **Willibald Cherkowsky.**

(Nachdruck verboten.)

Weit, weit hinab, bis in die Zeiten Karls des Großen reichte der Stammbaum der Freiherrn Rüla von Feldern. Und meine liebe, kleine, alte Tante, deren Bild mir so treulebendig vor der Seele steht, mit ihren schneeweißen Schläfenlöckchen, dem feinen, aristokratischen Gesicht und den guten, blauen Augen, hatte wohl allen Grund dazu, stolz darauf zu sein, sich auch eine „Rüla von Feldern“ nennen zu dürfen. Ja, sie war es auch, durfte man sie doch nur deshalb „Altjungferchen“ nennen, weil sich unter der Schaar derer, die sich seiner Zeit um sie beworben, auch nicht Einer befunden, der einen adligen Namen getragen hatte.

Ich weiß, daß die Nachbarschaft über mein kleines, aristokratisches Tantchen spottete. Man nannte sie eine „vornehme Bettlerin“ und lachte darüber, daß sie sich so geheimnißvoll in ihre vier Pfähle einschloß, wenn sie mit den eigenen, aristokratischen Händen ihre Zimmer säuberte oder das alte, schwarze Kleidchen auffärbte, in dem sie mir doch immer so vornehm erschien, wie eine Prinzessin.

Wenn ich sie aber fragte: „Tantchen, weshalb thust Du denn Alles so heimlich? Es ist doch keine Schande, zu arbeiten!“ sah sie mich wohl mit den blauen Augen, die echte „Feldernaugen“ waren, freundlich an, und wenn die kleine Hand, welche keine Arbeit rauh und hart zu machen vermocht, hernach kosend über mein Haar glitt, erwiderte sie: „Ich bin die Tochter eines der edelsten, vornehmsten Geschlechter im Lande, trotz meines Unvermögens; und — Noblesse oblige, Kind, merke Dir das!“

Aber auch bei anderen Veranlassungen hörte ich diese Worte, die mir so viel zu denken gaben.

Ich wußte, die Tante war nicht ganz so arm, als man dachte — und wenn sie sich trotzdem so manche Entbehrung auferlegen mußte, so fand das seinen Grund darin, daß sie fast den dritten Theil ihres Einkommens dazu anwandte, ehemalige Bedienstete ihres Elternhauses, die mit dem Alter in Noth und Sorgen gerathen, zu unterstützen. Einmal sah ich, wie sie ihren Kaffee ungesüßt trank, während auf dem Küchentisch ein Päckchen lag, das für einen alten, todtkranken, ehemalig Feldern'schen Kutscher bestimmt war und unter den verschiedensten Viktualien mehrere Pfunde der besten Raffinade barg.

Wieder konnte ich nicht unterlassen, auszurufen: „Aber Tantchen, warum trinkst Du denn Deinen Kaffee bitter, indessen Du dem alten Mann Deinen ganzen vorräthigen Zucker schickst?“

„Das verstehst Du nicht, Kind,“ erwiderte sie und setzte dann hinzu: „Habe ich es Dir nicht schon so oft gesagt: Noblesse oblige! Und „adlig sein“ muß zu allen Zeiten identisch bleiben mit „edel denken!“

Noblesse oblige!! Sie hat treu nach diesem Wahlspruch gelebt und stets im idealsten Sinne desselben gehandelt. Ich hörte nie ein ungeberdiges Wort, nie eine heftige Erwiderung, selbst wenn man sie verstohlen höhnte; und sagte man ihr: „So zahle doch mit gleicher Münze! Spotte, wo Du verspottet wirst!“ dann schüttelte sie den feinen Kopf und mit ihrem schönen, stolzen Lächeln erwiderte sie: „Leute, die auch seelisch so tief unter mir stehen, können mich nicht beleidigen und dazu veranlassen, meinem Wahlspruch: Noblesse oblige! ungetreu zu werden.“

Buntes Allerlei.

Eine Biberfamilie. *(Zu unserem Bilde auf Seite 9.)* Der Staat Arkansas in der Nordamerikanischen Union ist, wie kaum ein anderes Land, von schiffbaren Flüssen durchzogen, aber auch weithin mit Sümpfen und Seen bedeckt. Ungemein reich ist Arkansas noch an Wild aller Art, da giebt es Büffel, Hirsche, Eber, Biber, Ottern, Kaninchen, Waschbären, Wölfe, Bären 2c. Insbesondere verdient der Biber Erwähnung. In den Jagdgründen zwischen den Quellen des Red River, Arkansas und Kanadian kommen sie häufig vor und haben Muße, dort großartige Bauten aufzuführen. An manchen Stellen haben sie die Flüßchen vollständig eingedämmt und dadurch große Moräste erzeugt. Hat ein solcher Biberdamm eine Beschädigung erlitten, so muß er auf Gemeindekosten reparirt werden. Bald kommen 5 bis 6 Gesellen und bringen als Handlanger dem Meister Stücke Holz und Schlamm. Die Arbeit schreitet sichtlich vorwärts. Die Lücke in dem schadhaften Bauwerk wird mit Lehm verrammelt und das Geschäft geht solange fort, bis die Bresche geheilt ist. Die Indianer haben nicht Unrecht, wenn sie die Biber stumme Menschen nennen.

Ein gewisser Geheime Rath Göthe. An der Wirthstafel: „Aber Herr Kapitän, was machen Sie denn heut für ein grimmiges Gesicht?" Kapitän: „Nun, möchte man auch nicht? Zum Kukuk holen! Da ist in Weimar ein gewisser Geheime Rath Göthe gestorben, und da machen die Zeitungskerle einen Spektakel darum, als wäre ein Major gestorben."

Aus der Polizeistube in L. Aktuar: „Ihr Name?" Gefangener: „Jakob Knuppe." Aktuar: „Ihr Alter?" Gefangener: „34 Jahre." Aktuar: „Religion?" Gefangener: „Christlich." Aktuar: „Katholisch oder evangelisch?" Gefangener: „Auf Details laß ick mir nischt ein."

Eigener Geschmack. Als einst der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen eine Reise im Inlande unternahm, wurde in einer kleinen Stadt Halt gemacht, um sich daselbst zunächst umzusehen, dann aber auch, um daselbst zu Mittag zu speisen. Zur Tafel waren außer seiner Begleitung auch die Spitzen der betreffenden Stadt geladen, und als Nachtisch gab es Ananas. Da meinte der König, daß Ananas doch eine seltsame Frucht sei und man eigentlich garnicht sagen könne, welche andere Speise einen ähnlichen Geschmack habe. Gewöhnlich, sagte er, finden Viele den Geschmack verwandt mit einer ihrer Lieblingsspeisen, und Jeder nennt eben eine andere. Wir wollen doch einmal die Probe machen mit einem Knaben, der die Sache garnicht kennt, — und ließ einen von den Knaben, die neugierig vor den Fenstern standen, hereinrufen. Als derselbe schüchtern hereintrat und vor den König gestellt wurde, sagte der Letztere zu ihm: „Höre, mein Sohn, ich will Dir einmal etwas zu kosten geben; iß es bedächtig und sage mir dann, wie es schmeckt. Darauf gab er ihm eine Scheibe Ananas. Der Junge griff zu, führte diese zum Munde, kaute bedächtig, und meinte nach kurzem Besinnen: „Herr König, das schmeckt wie Wurscht!"

Logogriph.

Die Kräfte sind zurückgekehrt,
Wen eine Krankheit hat beschwert,
Sobald man sagen kann,
Was hier ich deute an;
Und wenn das Wort ein Zeichen wen'ger hat,
Verkürzt um eine Silb': ist's eine Stadt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Charade.

Grazien, Parzen, Kleeblatt zeigen
Dir mein Erstes treulich an,
Während man die letzten Silben
Stets in England finden kann.

Willst du selbst dich überzeugen,
Ob sie dort vorhanden sind,
So besteige nur mein Ganzes,
Und erbitte guten Wind.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Jedem das Seine.

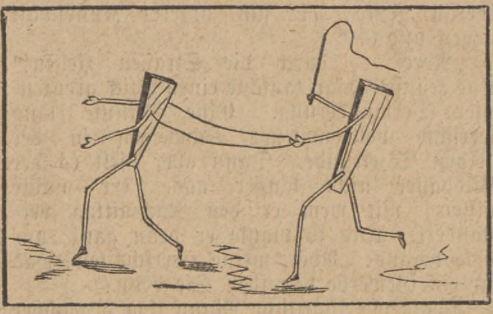


Lehrjunge: „Geben Sie mir ¼ Pfund Leberwurst, aber mit recht dicker Pelle."

Fleischer: „Warum denn mit dicker Pelle, mein Junge?"

Lehrjunge: „Ja, sehen Sie, ich habe mit meinem Meister das Abkommen getroffen, daß Jeder von uns etwas Gutes bekommt. Wenn es Gänsebraten giebt, dann ißt der Meister die Pelle, von der Milch bekommt die Frau Meistern die Pelle und von der Wurst bekomme ich die Pelle und da ist es mir denn lieber, wenn sie nicht so dünn ist."

Rebus.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Scherzaufgabe.

Was ist bei der Mahlzeit das unentbehrlichste?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Die Nase.

Auflösung des Palindroms aus voriger Nummer:
Stets.

Gangesboote. In unserer Illustration auf Seite 13 führen wir unseren Lesern ein Landschaftsbild aus Indien vor Augen. Der heilige Strom der Inder entspringt auf dem Hymalaya-Gebirge, durchfließt die fruchtbaren Ebenen des nördlichen Indien und vermittelt einen höchst lebhaften Schifffahrtsverkehr. Durchschnittlich gehen im Jahre 43 000 Schiffe stromauf- und abwärts, darunter nur etwa 10 Dampfer. Die einheimischen Schiffe fassen 200 bis 300 Zentner und laden aufwärts Reis und Salz, abwärts Oelsamen, Weizen, Hülsenfrüchte und Zucker. Ihre Bauart veranschaulicht unser Bild.

Heirathsgesuch. Eine Dame von achtzehn Jahren, aus einer der ältesten und geachtetsten adeligen Familien, reizend wie eine Helena, häuslich wie eine Penelope, wirthschaftlich wie die Kurfürstin Anna, gelehrt und geistreich wie die Frau v. Staël, liebenswürdig wie die Ninon Lenclos, eine Sängerin wie die Jenny Lind, eine Tänzerin wie die Cerito, eine Pianistin wie die Mary Krebs, eine dramatische Künstlerin wie die Rachel, eine Bildhauerin wie die Marie von Orleans, keusch wie die Lucretia, wohlthätig wie die heilige Elisabeth und im Besitz eines disponibeln Vermögens von vier Millionen Thalern, sucht aus Mangel an Bekanntschaft einen Lebensgefährten, womöglich einen Eisenbahn- oder Postbeamten, um ihn die wenig freien Augenblicke seines angestrengten Berufs zu versüßen. Näheres 2c.

Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber. „Aber, mein Gott," sagte ein schönes Fräulein, „wie konnte nur Schiller, ein so großer und geistreicher Dichter, sein unsterbliches Drama Don Carlos mit einer so bekannten alltäglichen Phrase, die man selbst aus dem Munde der Putzmacherinnen und Stubenmädchen vernimmt, beginnen."

Aus der Leipziger Polizeistube. Aktuar: „Siehst Du, Diebskerl, endlich haben wir Dich doch erwischt." Dieb: „Mir auch recht unangenehm, denn morgen geht gerade die Messe an."

Im Magen. Ein kleines Mädchen war unfolgsam und deshalb von ihrem Vater ernst verwiesen worden. Als sie ihn hierauf wieder schmeichelnd anredete, sprach der Vater: „Geh', ich habe Dich im Magen," worauf das Kind rasch erwiderte: „Du hast mich ja noch nicht gegessen."

Hauswirthschaftliches.

Waschen der Spitzen auf Neu. Zu diesem Zwecke bügelt man dieselben nicht, sondern man heftet sie, wenn sie trocken sind, mit der Kehrseite auf einem Polster von Tuch, oder auf Perkal, den man auf einem hölzernen Rahmen straff ausgespannt hat; man steckt alle Zäckchen derselben mit sogenannten Spitzennadeln auf und appretirt hierauf die Spitze, indem man sich dazu zweier sehr feinen Schwämmchen bedient. Das eine dieser Schwämmchen taucht man in Wasser, in welchem man vorher etwas weiße Stärke und arabischen Gummi aufgelöst hat (man kann auch etwas Candiszucker hinzufügen, damit die Appretur weniger brüchig wird); dann fährt man mit dem Schwamme rasch und leicht über die Oberfläche der Spitze, damit sie dadurch nur befeuchtet wird, und gleich darauf trocknet man sie mit dem andern, garnicht befeuchteten Schwamme ab, damit die Nässe nicht in den Teppich dringen kann, und nur die Fäden der Spitze leicht angefeuchtet werden. Hierauf läßt man sie trocknen und gummirt sie dann ebenso zum zweiten Mal, wenn es nöthig sein sollte.

Räthsel.

Kein Sterblicher kann lange mich entbehren;
Viel Nutzen weiß ich täglich zu gewähren,
Allein auch zu vernichten, zu gefährden.
Ich esse, was ihr darreicht, ohne Dank,
Und sterbe, zwingt ihr mich zum Trank.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Die Perle. — After, Arrest.

Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
John Schwerin's Verlag, A.-G., in Berlin W.,
Behrenstraße 22.